

Claire Hajaj

ISMAELS ORANGEN

ROMAN



GRATIS
LESE-
PROBE

blanvalet



Claire Hajaj, 1973 in London geboren, hat als Tochter einer jüdischen Mutter und eines palästinensischen Vaters ihr bisheriges Leben zwischen zwei Kulturen verbracht und versucht, sie zu vereinbaren. In ihrer Kindheit lebte sie sowohl im Nahen Osten als auch in England. Sie bereiste vier Kontinente und arbeitete für die die UN in Kriegsgebieten wie Burma oder Bagdad. Sie schrieb Beiträge für den *BBC World Service*, außerdem veröffentlichte sie Artikel in *Time Out* und *Literary Review*. Ihren Master in Klassischer und Englischer Literatur hat sie in Oxford gemacht. Zur Zeit lebt sie mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Beirut. *Ismaels Orangen* ist ihr erster Roman.

Das Leben jedes Menschen schließt die Leben aller anderen mit ein. Eine Geschichte ist nichts weiter als ein Bruchstück einer anderen Geschichte.

Stephen Vizinczey

Geliebte Sophie,
ich erwarte nicht, dass Du mir verzeihst oder Verständnis für mich hast. Du warst von Anfang an das ausgleichende Element. Die Friedensstifterin.

Allerdings kann ich es inzwischen absolut nachvollziehen, nun, da ich hier bin und es sehe, Sophie. Ja, ich sehe es mit eigenen Augen, nachdem ich es mir so viele Jahre lang nur ausgemalt hatte. Es ist wirklich genau wie auf dem Bild. Weiß. So weiß wie ein Knochen. Hinter dem Tor wachsen Bäume, und der Staub überall schimmert wie Gold.

Eigentlich sollte ich diesen Ort ja hassen. Aber es ist so wunderschön, wie es hier draußen so ganz allein steht. Wie in den Amateurfilmen, die wir als Kinder in der Wüste gedreht haben. Weißt du noch? Bilder ohne Ton. Wir alle haben gelacht und gewinkt, er hat die Kamera bedient und uns angefeuert. Das waren die einzigen Momente, in denen wir nicht Theater gespielt haben, in denen wir tatsächlich beinahe eine Familie waren.

Soll ich dir sagen, was am meisten wehtut? Die vielen Gutenachtgeschichten, die Mum uns vorgelesen hat – Du weißt schon, die mit „Es war einmal“ und „Wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute“. Erinnerst Du Dich, wie viel Freude

wir daran hatten? Aber es war alles nur Lüge. Geschichten haben weder Anfang noch Ende. Sie gehen einfach immer weiter. Du, ich, sie, die vielen Menschen vor uns, sie tanzen alle zu derselben beschissenen Melodie. Und ich bin müde, so saumüde. Und trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, wie das jemals aufhören soll.

Das Schlimmste ist, dass wir vielleicht wirklich die Möglichkeit gehabt hätten, in diesem Haus glücklich zu werden. Wäre das nicht der größte Witz der Welt? Wenn der alte Sturkopf letztlich doch damit recht gehabt hätte, dass es unser wahres Zuhause hätte sein können? Unsere schönsten Erinnerungen hängen an der Wand. Mein erster Auftritt. Du und ich, Hand in Hand am Strand. Mum im Hochzeitskleid. Sogar ein Bild von ihm, beim Fußballspielen genau hier, barfuß im Staub, und ringsherum das Meer. All die Dinge, die ich an ihm hätte lieben können und die ich weiter geliebt habe, selbst nachdem er mich weggeworfen hat.

Ich wünschte, ich könnte es besser erklären, Sophie. Ich würde so gern einen Weg finden, es verständlich auszudrücken, damit Du auch ohne Worte verstehst, was ich meine. So wie früher. Du wirst es sicher versuchen, weil Du mich liebst. Aber manchmal genügt das eben nicht, oder?

Weißt du was? Ich habe da so einen Traum. Ich träume, dass wir uns eines Tages alle hier versammeln werden. Die beiden Sippen, ihre und seine. Wäre das nicht ein wundervolles Ende? Wir könnten den kleinen Pfad entlanggehen, bis wir am Meer sind. Ich höre es auf der anderen Seite des Hügels, kann es aber nicht sehen.

Es spricht mit mir. Ich schwöre, dass es mir mit hundert Stimmen etwas zuraunt. Bestimmt könnte es erzählen, was in Wahrheit hier passiert ist – wenn ihm nur jemand zuhören würde. Doch keiner tut es. Wir alle taumeln blind durch die Welt. Wir schauen einfach durch einander hindurch wie Fremde. Selbst durch die Menschen, mit denen wir unter einem Dach leben.

Vergiss nicht, dass ich Dich immer lieben werde.

Marc

Jaffa, Dezember 1988

Noch während er die letzten Worte schrieb, war ihm klar, dass zu vieles unausgesprochen geblieben war. Doch die Zeit wurde knapp – die Momente flossen ineinander, ein unglaubliches Gefühl, so als würde er hinuntergezogen auf den Meeresgrund. Inzwischen trieb er mit der Flut und wurde von einem strahlenden, schillernden Meer und der Wärme des weißen Steins unter seiner Hand in Richtung seines Ziels getragen, als er über die hohe Mauer schlüpfte. Bebende Äste voller Blätter und Schatten halfen ihm hinunter in den stillen Garten.

Endlich berührten seine Füße den Boden. Und da sah er es – eingeschnitzt in den Baumstamm. Ungelenke Kinderbuchstaben, eingegraben in die Rinde. Er fuhr mit den Fingern die schwachen Schnörkel nach. *Salim*. Der Bogen des *m* war nur halb geschlossen, verschluckt vom nachwachsenden Holz. Kurz empfand er Verwirrung; die längst vergessene Inschrift wurde zu einem Gesicht, und ein Augenpaar stellte eine Frage, auf die er keine Antwort hatte. Er legte eine Hand darüber, um es nicht anschauen zu müssen. Dann griff er mit der anderen Hand zum Messer und schnitzte darunter seinen eigenen Namenszug ein.

Die Glasscheibe in der Küchentür bestand aus Wasser; sie teilte sich, als er die Hand hindurchstreckte, und er spürte nichts. Und dann, endlich, sah er, wie sich das Haus für ihn öffnete und ihn willkommen hieß.

Als er mit seiner leeren Tasche in die Küche zurückkehrte, hörte er, wie sie sich am Tor zusammenfanden, ein hoher beharrlicher Ton wie vom Summen einer Biene. Jetzt wurde es Zeit, und einen Moment pochte die Angst. Dann jedoch hielt er sich wieder vor Augen, dass seine Arbeit getan war, er war bereit. Und zwischen ihm und den Stimmen erhoben sich die raunenden Bäume, lag das Gewicht der Erde unter einem schützenden Gewirr aus Ästen.

Er konnte sie hören, wenn er die Augen schloss. Ein gedämpfter Chor aus Stimmen schwebte durch die Baumkronen wie Luftblasen aus der Vergangenheit, freigesetzt von demselben Wind, der das Laub verwehte und den Geruch von Orangen ins Haus trug.

Gelächter hallte durch die Bäume. Oder etwas Ähnliches – die hellen, hohen Rufe spielender Jungen. Und irgendwo hinter ihm, weit weg hinter geschlossenen Türen, sang vielleicht eine Frau.

Plötzlich wurde er von dem Drang ergriffen, diesen Stimmen zu antworten, aufzustehen, die Türen aufzureißen und erkannt zu werden. Doch dann, in diesem Augenblick, kam das Licht herangebraust. Es raste mit voller Wucht vorwärts, durch die Tür und über ihn hinweg, bis ins Innere des Hauses. Es erfüllte ihn dabei mit Frieden und riss alles mit sich wie die brandende Flut.

1948

„Yalla, Salim, los! Die Juden werden dich holen, Bauernjunge! Sie schmeißen dich raus und verhauen dir den knochigen Hintern wie einem Esel.“

Zwei Jungen standen einander auf der Staubstraße zwischen Jaffas Orangerainen und dem Meer gegenüber.

Der eine war älter, kräftig gebaut und schwarzhaarig. An Kinn, Armen und Bauch wabbelten Fettwülste wie an einem schlachtreifen Lamm. In einigen Jahren würden sie sich in die respekteinflößende Leibesfülle eines *A'yan* verwandeln – eines wohlhabenden Mannes, der im Kaffeehaus herumsaß, in einer weißen Villa wohnte und eine teure Ehefrau hatte. Doch bis jetzt brachte die Körpermasse nur den Vorteil der kräftemäßigen Überlegenheit. Ansonsten musste sich ihr Besitzer eben schwitzend durch die warme Frühlingsluft quälen.

Der Jüngere der beiden hatte sich dem sich allmählich verdunkelnden Wasser zugewandt. Er hatte einen Fußball in der Hand und trug geschnürte schwarze Schulschuhe und ordentliche braune Shorts. Das weiße Hemd war manierlich in den Hosenbund gesteckt und bis zum Kinn zugeknöpft; sein schmales, blasses Gesicht sei wie ein offenes

Buch, pflegten die Frères zu scherzen, eine leere Seite, auf die jeder schreiben konnte.

„Nenn mich nicht *Fellah*“, erwiderte er zögernd und drehte den Fußball zwischen den Händen hin und her. Es war nicht ratsam, sich mit Masen anzulegen, der mit seinen knapp zehn Jahren schon ordentlich hinlangen konnte. „Ich bin kein Bauer.“

„Warum nicht? Du wohnst auf einer Farm, und dein Vater lässt dich Obst pflücken wie die *Fellahin*.“

Salim lag eine zornige Antwort auf der Zunge, doch er schluckte sie, plötzlich verunsichert, hinunter. Hatte er letzte Woche nicht selbst darum gebettelt, mit zu den Orangenhainen zu dürfen? Die Erntezeit neigte sich dem Ende zu, und die Arbeiter seines Vaters hatten das Obst auf der Farm der Familie gepflückt – fünfzehn ganze *Dunums*, fünfzehntausend Quadratmeter gutes Orangenland. Er hatte es sich zum Geburtstag gewünscht, bei der Ernte mithelfen zu können: Er war jetzt sieben, und eines Tages würde er sich die Haine mit Hassan und Rafan teilen. *Lass mich mitkommen*, hatte er gebeten. Aber sein Vater hatte Nein gesagt, und Salim hatte zu seiner Schande geweint.

„Mein Vater gibt *Fellahin* Arbeit, deiner steckt sie ins Gefängnis“, wechselte er die Strategie. Masens Vater war einer der obersten Richter von Jaffa, ein *Kadi*. Hassan sagte, dass er vor Geld stank. „Wenn die Juden kommen und in eu-

rem Haus wohnen, kann dein Vater ihnen helfen, uns alle einzusperren.“

Masen grinste. „Keine Angst“, sagte er. „Wenn du mich nett bittest, kümmere ich mich um dich und deine hübsche Mama. Aber Hassan, dieser Blödmann, kann schauen, wo er bleibt.“

Er nahm Salim den Fußball weg und schlug den Weg zum Meer ein. Der kleine Junge folgte ihm, ohne nachzudenken, und schritt, die Arme seitlich herabbaumelnd, in den Sonnenuntergang hinein.

„Die Juden kommen sowieso nicht. Nicht, solange die Briten hier sind“, verkündete Salim, dem plötzlich einfiel, was Frère Philippe ihm heute Morgen in St. Joseph gesagt hatte. In der Pause war es zu einer Rauferei zwischen zwei Jungen gekommen: Der eine hatte den Vater des anderen als Verräter bezeichnet, weil er seine *Dunums* an die Juden verkauft hatte. Daraufhin hatte der andere zurückgebrüllt, zumindest sei er nicht wie ein Feigling aus seinem Haus geflohen. Die beiden schlugen sogar noch aufeinander ein, als sie an den Ohren gepackt und abgeführt wurden. Salim hatte dagestanden wie erstarrt, während Masen sie lachend angefeuert hatte. Danach hatte Frère Philippe ihm sanft die Wange getätschelt. „Keine Angst, *Habibi*“ – mein Freund –, sagte er, während im Hintergrund das Schnalzen der Peitsche ertönte, als die beiden Raufbolde ihre Tracht Prügel

bezogen. „Dieses ganze Gerede von den Juden und Armeen... Es sind nicht alle wild darauf zu kämpfen, nicht, solange die Briten hier sind und Gott über seine Schäflein wacht.“

„Gott hilft denen, die sich selbst helfen“, entgegnete ein anderer Frère mit finsterner Miene.

„Wollen wir es hoffen...“, meinte ein anderer. „Denn auf die Briten würde ich mich nicht verlassen.“

„Du bist ja so ein Esel, Salim“, höhnte Masen und holte ihn damit in die Gegenwart zurück. „Den Briten ist es egal, ob wir leben oder sterben. Sie wollen dieses Land zerteilen wie eine Orange und den Juden das größte Stück geben. Aber bei Gott, wir werden bereit sein. Sollen sie die *Najjada* nur herausfordern. Ich kann es kaum erwarten, einen Juden abzuknallen.“

Salim konnte es sich nicht vorstellen, auf einen Menschen zu schießen. Er hatte einmal miterlebt, wie ein britischer Polizist einen kranken Hund – einen Streuner – erschossen hatte. Das traurige Geräusch der in den Körper eindringenden Kugel hatte dafür gesorgt, dass Salim in die Knie gegangen war und sich übergeben musste. Und dann war noch die Sache letzten Monat gewesen – das Blut, das über die Pflastersteine auf seine Schuhe gelaufen war –, doch daran wollte er lieber gar nicht denken.

„Du darfst ja gar nicht zur *Najjada*“, verkündete er,

steckte die Hände in die Hosentaschen und straffte die Schultern. „Du bist nämlich noch ein Junge. Mama sagt, die nehmen nur Männer.“ Pfadfinder mit Gewehren hatte sie die Soldaten bei der Parade letzte Woche genannt, doch Salim hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt und hinter Hassans Rücken hervorgespäht, um zu sehen, wie die jungen Männer auf dem Clock Tower Square strammstanden. Sie hatten lange Gewehre und trugen schneidige graue Uniformen. Er kannte einen von ihnen. Masens Clique nannte ihn Katzenarsch, weil er einen dunkelbraunen Pickel mitten auf dem Kinn hatte. Sie hatten ihn deshalb gehänselt, bis ihm die Tränen kamen. Doch an jenem Tag hatten seine Augen stolz geleuchtet. Hassan wäre auch gerne beigetreten, aber Mohammad Nimir al-Hawari nahm keine Jungen unter fünfzehn auf.

„Deine Mama hat eben den Verstand einer Frau“, höhnte Masen. „Al-Hawari ist ein Freund meines Vaters. Außerdem würde ich es dir sowieso nicht sagen, wenn ich mich freiwillig melde. Kleine Esel wie du dürfen da nicht mitmachen.“

„Ich bin kein Esel“, flüsterte Salim, als Masen vorauslief. Manchmal, in seinen kühnsten Träumen, malte Salim sich aus, dass er Masen zu Boden stieß und ihn trat wie einen fetten Fußball. Doch Masen war mit seinen riesigen Fäusten und seinem grausamen Spott sogar noch angstein-

flößender als die Juden. *Hoffentlich kriegen die Juden Masen, wenn sie kommen.*

Und die Juden würden kommen. Das tuschelten die Frères in der Schule einander zu. Die Landbevölkerung floh vor den herannahenden feindlichen Kämpfern, sodass es in Jaffa von Flüchtlingen mit ihren schmutzigen Säcken und ihren quengelnden Kindern nur so wimmelte. Salims Vater hatte sich beim Bürgermeister über sie beschwert, doch seine Mutter ließ Lebensmittelpakete an die Frauen mit Kleinkindern verteilen. Salim begriff nicht, warum diese Leute lieber in Jaffas Moscheen und Kirchen schliefen anstatt bei sich zu Hause.

Doch heute, im strahlenden Sonnenschein und in einer Luft, die nach Meerwasser und Orangen duftete, brauchte man keine Angst zu haben. Die beiden Jungen jagten einander den Pfad entlang, rannten durchs Gestrüpp und riefen in die warme Meeresbrise hinein. Als der Ball aufs Wasser zuflog, lief Salim atemlos und aufgereggt voraus und schnappte ihn sich, bevor die Wellen ihn verschlucken konnten. Er wirbelte herum, um seinen Triumph zu feiern, stellte aber plötzlich fest, dass er allein war. Seine Wangen röteten sich, als er Masen entdeckte, der oben auf der Böschung stand und zu ihm hinuntergrinste.

„Immer wieder fällst du darauf rein“, sagte er lachend. Salim senkte den Kopf, um das peinliche Erröten zu ver-

bergen. *Warum lässt du dich dauernd von ihm austricksen, Idiot?*, schienen die Steine auf dem Boden ihm zuzuflüstern.

„Komm, *Fellah*“, meinte Masen und wies auf Salims schmutzige Knie und sein verschwitztes Gesicht. „Ich habe Hunger. Lass uns in den Souk gehen.“

Von Al-Ajami gab es zwei Wege zu den Souks am Clock Tower Square von Jaffa.

Die Route von Salims Haus aus führte schnurstracks durch das stille Landesinnere, vorbei an von der Sonne ausgebleichten weißen Strandvillen, aus deren ummauerten Gärten prachtvolle Kaskaden roter Bougainvilleen und der intensive Geruch von Orangen quollen. Danach bog man links in die alte Al-Ajami Street ein, wo neue Automobile an Eseln vorbeisausten, die schwer mit Granatäpfeln und Zitronen beladen waren. Die Tür von Abulafias Bäckerei stand immer offen, selbst in den kühlen Wintermonaten. Hunderte von Malen hatte Salim schon dort gewartet, seine Sinne überflutet vom Duft nach Gebäck und Wolken von Zimt und Piment. Seine Mutter liebte *Manakisch*, mit Thymian und Sesam bestreute Brotfladen. Er hatte sich von ihr mit kleinen Stücken davon füttern lassen, während sie durch Jaffas Altstadt mit ihren Kaffeehäusern geschlendert waren, aus denen der gelbliche Rauch der Wasserpfeifen wehte.

Der *andere* Weg zum Clock Tower Square gehörte den Jungen von Jaffa. Ihn zu nehmen bedeutete sozusagen eine Mutprobe. Sobald ein Junge gehen konnte, wurde er herausgefordert, ihn auszuprobieren, was hieß, die wilden Strände zu überqueren, glitschige Felsen zu überwinden und sich dann, Schritt für Schritt, unter der alten Hafenufermauer entlangzutasten.

Heute brannte die Sonne auf den gewaltigen Halbmond des Mittelmeers herunter; golden schimmernd, hob sich das Wasser vom schwarzen Land ab wie ein Ohrring von der Gesichtshaut eines Afrikaners. Salim und Masen sprangen über Tümpel und spritzten die Jungen nass, die dort mit nackten Armen versuchten, Krebse zu fangen. Sie kletterten über schartige Felsen, bis der aus weißem, vom Meerwasser fleckigem Stein bestehende Hafen von Jaffa in Sicht kam.

„Der Hafen von Jaffa ist so alt wie das Meer“, hatte Frère Philippe ihnen beigebracht. „Er war schon vor den Arabern und den Juden da. Gott selbst hat Noahs Sohn Japhet in uralten Zeiten hierhergeführt. Hier ruhen die Gebeine von zweiundzwanzig Armeen. Die Heiden von Theben haben die Jungfrauen, die sie opfern wollten, genau dort angekettert.“ Als er mit einer runzeligen Hand in Richtung Meer deutete, folgten ihm ein Dutzend Augenpaare. „Da draußen auf den Felsen, die wir Andromeda nennen, und

dann haben sie darauf gewartet, dass ein Meeresungeheuer sie verschlingt. Der Kreuzfahrerkönig Richard Löwenherz hütete hier im Hafen das Krankenlager und flehte Salah Al-Din um Frieden an. Der gottlose Kaiser Napoleon campierte am Leuchtturm, während die Pest seine Armee dahinraffte und seine tapferen Gefangenen sich gegen ihn erhoben. Der hat seine Lektion gelernt, das kann ich euch sagen, *mes enfants*: Jaffa ist ein Ort, den Gott liebt, und alle sind verflucht, die ihm Schaden zufügen wollen.“

Zu seiner Schande musste Salim gestehen, dass er den englischen König verehrte, während die meisten Jungen Napoleon oder Salah Al-Din, dem Bewahrer des Glaubens, den Vorzug gaben. Als er sich nun vorsichtig unter der vergilbten Hafenufermauer hindurchtastete, stellte er sich Richard vor. Vielleicht hatte er ja das Gleiche erlebt wie er jetzt: das muffige Schwappen des seichten Wassers und den blutigen Geruch der *Feluccas*, die den Fang des Tages an Land brachten. Nur die großen Dampfer am Horizont wiesen darauf hin, dass seitdem viele Jahrhunderte vergangen waren.

Bis er sich zum Hafen hinaufgezogen hatte, hatte Masen bereits eine herumliegende Orange gefunden. Er warf das weiße Häutchen auf den Boden, gelber Saft rann ihm übers Kinn. „Da drüben ist es“, verkündete er und zeigte mit einem pummeligen Finger nach Norden. „Dort sind sie.“ Auf der anderen Seite der Bucht ragten die funkel-

den Wolkenkratzer von Tel Aviv in den Himmel und erstreckten sich, so weit das Auge reichte, die geschwungene Küste entlang.

Meistens nahm Salim Tel Aviv kaum zur Kenntnis. Nur die ganz alten Leute, die Großmütter und Großväter seiner Freunde, sprachen manchmal noch von einer Zeit, als Jaffa von Wanderdünen umgeben und Tel Aviv nur ein paar Muscheln in einer Sandverwehung gewesen war. Für Salim hatte es die Stadt schon immer gegeben. Genauso wie die Briten. Auch die waren schon immer hier, die *Commissioners* und *Commanders*, diese steifen Männer mit den ro-sigen Gesichtern. Die Jungen nannten sie *Schwee Schwees*; so klang das Geräusch, das Schweine von sich gaben. Allerdings mochten sie die Garnison in Jaffa. Ein Gefreiter, der Jonno hieß, schenkte Masen und Hassan manchmal Zigaretten. Er hatte Salim versprochen, dass er auch welche haben könne, sobald er acht sei.

In letzter Zeit hatte Salim den Eindruck gehabt, dass er Tel Aviv häufiger zu Gesicht bekam als einen Briten. *Die britische Herrschaft über die Mutter Palästina endet nächsten Monat*, sagten die Frères. *Und dann wird ein neues Land namens Israel aus ihrem Schoß hervorbrechen und sie für immer zerreißen*. Salim hatte Masens Vater es in einfachere Worte kleiden hören: „Wenn ihr das nächste Mal einen Briten seht, wird er an Deck eines Schiffes stehen und euch zum Abschied zuwinken.“

„Es ist spät“, stellte Masen stirnrunzelnd fest, als der Ruf zum Abendgebet ertönte. „Wenn du nicht so rumtrödeln würdest, wären wir schon längst da.“

„Lass uns besser nicht hingehen“, erwiderte Salim rasch. Die Furcht, die beim Herumklettern unter der Mauer in ihm aufgestiegen war, schwappte nun wie eine bittere Welle über ihn hinweg. Im Abendlicht sahen seine Füße rot aus, so rot wie das Blut auf den Steinen und das Geräusch der Schreie. Aber Masen lachte nur. „Hosenscheißer! Baby!“, höhnte er. Er wischte sich den Mund ab, packte Salim am Arm und zog ihn in die schmalen Gassen von Jaffa, während die Worte des Muezzins die Stadt einhüllten, ein atonaler Klagelaut, der sich an allen Mauern brach.



»Opulent, eindringlich und unglaublich schön geschrieben – Claire Hajajs Geschichte wirft ein mitfühlendes Licht auf das Geschehen.«

Independent

»*Ismaels Orangen* ist eine Liebesgeschichte gegen die Unruhen im Nahen Osten. Und wenn es irgendjemanden gibt, der einen bewegenden, anregenden und ehrlichen Roman zu dem Thema schreiben kann, dann ist es Claire Hajaj.«

The National



»*Ismaels Orangen* beschwört die Landschaften, Gerüche und Geräusche des Nahen Ostens. Der Roman ist mehr als eine Standardchronik des Konflikts zwischen zwei Völkern, er ist ein bewegendes Meisterwerk.«

The Jewish Chronicle

»Claire Hajaj fürchtet sich nicht davor, schwierige Fragen darüber zu stellen, wie weit Menschen bereit sind zu gehen – für die Liebe, für ihre Familie oder für ihr Land.«

Curious Animal Magazine

»Ein wunderschönes und wunderbares Leseerlebnis.«

Hello!

Wenn Sie weiterlesen möchten ...

Claire Hajaj

Ismaels Orangen

Deutsch von Karin Dufner

Roman. 448 Seiten

ISBN 978-3-7645-0516-5

Erscheint im März 2015

 Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978-3-641-15577-3

Auch als Hörbuch bei Random House Audio erhältlich

ISBN 978-3-8371-3057-7

© der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung Leseprobe: Minkmar & Minkmar GmbH
Umschlag: Getty Images/Jaime Monfort; Getty Images/Kamrul
Hasan; www.buerosued.de

Besuchen Sie uns auch auf:
www.blanvalet-verlag.de
www.facebook.com/blanvalet
www.twitter.com/blanvaletverlag

„Wenn Sie Donna Tartts *Distelfink*
verschlungen haben, werden Sie
diesen Roman lieben.“

Evening Standard



Roman. 480 Seiten

ISBN 978-3-8090-2647-1

 Auch als E-Book erhältlich

Erscheint im März 2015

Sie hatten den Traum, sich eines
Tages für immer und ewig lieben
zu dürfen und eine glückliche
Familie zu werden...

*„Ein wunderschön geschriebener Roman, der
die Tragödie zwischen Palästina und Israel
greifbar macht. Höchst empfehlenswert!“*

Library Journal

blanvalet